

MÜNCHEN / 1937 / NR. 41

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Lothar Bechstein



AUS UNSEREM SKIZZENBUCH

Heil dem Duce!

Als der italienische Regierungschef München besuchte, zogen wir unser Draumband an und begaben uns nach Gronsodorf, einem netten und im übrigen unaufregenden Orte unter München. Unsere Aufgabe war, mit Einheiten der SA, des NSAA und anderer Formationen die Bahlinie zu überwachen. Der Bahnhof war festlich mit den deutschen und italienischen Farben geschmückt. Die Trifloren stammten augenscheinlich geradeaus aus Italien, und einige unserer Männer stellten tiefinnige Betrachtungen über die Farben und Tuchqualitäten an. „Das Rot ist etwas anders in den italienischen Farben“, stellte einer fest. „Ja, Tizianrot“, beharrte ein anderer sachverständig. Inzwischen war eine Stunde vergangen. Ein Fotograf hatte sich eingestellt, um die Reihe unserer hundert Männer aufzunehmen. Worin der Wert dieser Aufnahme bestand, ist uns nicht völlig klar. Offenbar aber hatte Gronsodorf noch nie solche Menschenmassen auf einem Gausen gesehen. „Mach dein Mund zu, daß man die Zahnlücken net im Bild siehst“, ermahnte unser Vordermann seinen Nachbar. Während einer Rauchpause bemerkte jemand eine kleine Kollie Draht, die man achtlos fortgeworfen hatte. „Sehs auf und nimms mit in dein Wogn“, sagte er zu einem anderen. „Sais recht“, meinte der, „Kampf dem Verderb!“

Endlich hieß es: Um 9.45 Uhr kommt ein Sonderzug mit Rudolf Hess; zwei Minuten später der Sonderzug des Duce. Es war, wie sich bald herausstellte, eine

fälschmeldung, denn natürlich führen beide im gleichen Zuge. Auch war es nicht so, wie es sich Optimisten vorgestellt hatten, daß der Duce aus dem Wagenfenster heraus jedem die Hand gab. Sondern der Zug, der heranjagte, brauste vorbei wie vermutlich jeder andere Schnellzug, der jemals Gronsodorf durchfahren hatte. Klüchtig erkannte man den Speisewagen mit weißen Köchen, einige Wagen mit heruntergelassenen Blenden, einen Wagen, in dem einige hohe Persönlichkeiten des faschistischen Italien, mit den breiten, blauen Königschärpen zu erkennen waren, und schon war der Zug vorbei.

„Links um“, befahl der Sturmführer. „Rechts rechts!“ Eine alte Bauernregel besagt, daß der größte Teil des Dienstes im Stehen, der Nachdienst dagegen im Biertrinken besteht. Es stimmte auch diesmal. Dabei wurde eifrig darüber gestritten, wer nun Mussolini gewesen sei. „Er war ganz in Weiß“, sagte einer. Aber das war der Koch gewesen. Schließlich bemerkte einer: „Wenn nan der Duce gar nicht in diesem Zuge gefessen hat und jetzt einsam durch Gronsodorf braust, nachdem wir zum Vorzug die Hand erhoben haben?“ Wir fühlten uns nicht bemüßigt, diesen Einwand aufzuklären und vertrauten auf die Weisheit des Sturmführers. Tatsache ist jedenfalls, das Mussolini wohlbehalten in München eintraf.

Aus der Schule

Die neunjährige Tochter Christiane ist keine berühmte Schülerin. Sie pflegt in der Schule wenig aufzupassen. In der

Klasse wurde die Gemse durchgenommen. Die Kinder sollten darüber zu Hause einen Aufsatz schreiben. Der von Christiane lautete folgendermaßen:

Die Gemse.

Die Gemse steigen auf die steilen Felsen herum, die Jäger müssen gute Augen haben denn die Gemse haben auf den Rücken ein graue Haare die nennt man Schutzfarbe denn die Felsen sind so weiß-grau und da sieht man sie nicht. Wenn ein Jäger eine erschießt und die Schutzfarbe herunter nimmt die steckt man auf einen Jagtbut die nennt man Gamsbart. Die Musgeln des Gemse sind kräftig und stark deswegen laufen sie immer über die steilsten Felsen. Sie laufen auch viel schneller als wie die Hasen. Die Gemse fressen Gras und Kräuter. Die Götener des Gemse heißen Videl. Im Winter liegen sie häusenweise am Abgrunde des Felsen, denn sie sind erfroren.

Der Aufsatz bekam keine Note, sondern trug nur den Vermerk „zu Hause durchlesen lassen!“ —

Die ängstliche Tante

Tante Gulda brachte diesen Sommer in Garmisch-Partenkirchen zu. Eines schönen Tages bekam Tantchen Gipfelsümmeregeluste und beschloß den Wank zu bezwingen. Selbstverständlich mit Hilfe der Seilschwebebahn. Baum aber hing Tantchen zwischen Himmel und Erde, so bekam sie es auch schon mit der Angst zu tun und sie beschwor den Wagenführer, um Himmels willen vorsichtig zu fahren. „Daß ja nichts passiert!“, mahnte sie mit einem scheuen Seitenblick nach unten. „Da passiert scho nir“, meinte der Wagenführer. „Das sagen Sie so“, entgegnete Tante Gulda schweratmend. „Wenn aber das Seil reißt, was dann?“ Der Wagenführer suchte Tantchen mit dem Zinweis auf die Sicherheitsvorrichtungen zu beruhigen, aber sie bobhte ängstlich weiter: „Ja, ja, schon recht, aber wenn diese Vorrichtungen alle versagen was dann, guter Mann, was dann?“, „Dann“, sagte der Wagenführer gemächlich lächelnd, „ja, dann ham S' die Talsabrt umajonst!“





Franz Lenk

AM FLUSS

Du hörst der Harmonika strömenden Klang
Abends im Ried.
Einsam gehst du am Wasser entlang
Da wehet das Schilf an der Uferbank
Und du stehst und atmest: Noch lang, noch lang
Hörst du das einsame Lied.

Gunter Groll

Franz Lenk und die deutsche Landschaft

Franz Lenk, dessen romantische Landschaften gegenwärtig, zusammen mit Werken von Georg Schrimpf, in der Galerie Zeller in München ausgestellt sind, ist Thüringer. Er unterscheidet sich in seiner Kunst von Schrimpf, dem Münchener, in ähnlicher Weise wie etwa seinerzeit Ludwig Richter, der Sachse, von dem Münchener Spitzweg. Bei dem einen liegt der Hauptreiz in den graphischen, bei dem anderen in den malerischen Qualitäten der Bilder.

Franz Lenk wurde am 21. Juni 1808 in

Langenbernsdorf, einem langgestreckten Dorfe an der thüringisch-sächsischen Grenze, geboren. Dort verbrachte er eine glückliche Jugend. Sein Vater, der Landgendarm, war bei den Bauern sehr beliebt, so daß der kleine Franz viele Einblicke in das dortige Bauernleben tun konnte. Da er sich frühzeitig mit der Malerei beschäftigte, kam er bei einem Dekorationsmaler in die Lehre. Dort aber erging es ihm wie dem jungen Kuno Kleffel beim Meister Quast. Nach einem halben Jahre

riß er ob der schlechten Behandlung aus und lernte fast vier Jahre lang als Lithograph. Hier erwarb er sich die handwerklichen Grundlagen seiner Kunst.

Unterdessen hörte er von einer Akademie in Dresden, wo man lernen konnte, Bilder zu malen! Der freudigen Entdeckung folgte die Tat; er fandte seine Arbeiten ein und wurde dort angenommen. Nach der Unterbrechung durch den Weltkrieg, den er drei Jahre als Soldat mitmachte, nahm er das Akademiestudium wieder auf.



Dorflandschaft

Franz Lenk

Ein „tüchtiger Kerl“

Er verließ 1925 die Akademie und siedelte 1926 nach Berlin über, da er in Dresden, jenem Mutterboden graphischer Künste, nichts mehr glauben lernen zu können. In Berlin kam er rasch vorwärts. Noch undeutlich waren die Umrisse einer kommenden Romantik zu erkennen. Seine Landschaften wurden rasch bekannt. Man empfand, daß eine große deutsche Tradition in diesen Werken lebendig sei, nannte den heute so oft zitierten Namen Caspar David Friedrichs im Zusammenhang mit den Bildern Franz Lenks. Wenngleich es keinem Maler lieb ist, seinen Namen zu oft im Zusammenhang genannt zu hören. Aber das Publikum will nun einmal jemanden, an den es sich halten kann. Im Jahre 1933 erhielt Franz Lenk eine außerordentliche Professur für Landschaftsmalerei an den Vereinigten Staatsschulen zu Berlin. Die Weite seiner Täler und Höhen, die räumliche Stimmung seiner Landschaften im Regen hinterlassen im Beschauer einen starken Eindruck. E. X.

Während Franz Lenk einer unserer repräsentativen Landschaftler von heute ist, darf der 1937 verstorbene Toni von Stadler den Anspruch erheben, es vor einer Generation gewesen zu sein.

„Laß dich durch das beliebte ‚von‘ vor so manchem ehemals gut bürgerlichen Namen nicht verdrießen“, schrieb einst Georg Girth. „Ich habe nun die Mobilisierung von 27 Malern und Bildhauern erlebt... Aber mit der Zeit gewöhnt man sich an die nobelste Bekanntheit, und es fällt mir garnicht ein, deshalb einen tüchtigen Kerl geringer zu schätzen. Man sieht ihm höchstens etwas mehr auf die Finger, aber er nicht etwa mit dem blauen Blute eine blaue Brille angenommen hat.“

Toni Stadler war einer dieser „tüchtigen Kerle“, die Girth bekannt waren und deren Kunst das blaue Blut nichts hat anhaben können. Gierreicher von

Geburt, ist er in München heimisch geworden, wo er sich bei Neubert ausbildete. Er knüpft an die gute Tradition der Münchener Landschaftsmalerei an, die eine Generation vor ihm mit Schleich und Lier ihren Höhepunkt erreichte. Die hier wiedergegebenen Skizzen verraten einen großen Sinn für das Dekorative, für Komposition. Aber seine feinsinnige Einfühlung in die Natur und die getreue Wiedergabe ihrer zartesten Qualitäten zeigen, daß auch die handwerkliche Durcharbeitung im Einzelnen ihm Herzenssache war. Seine Bilder flößen eine wohlthuende Ruhe und Beschaulichkeit ein.

Es ist der Ludwig-Galerie (Käte Thäter) in München zu danken, daß sie sich dieses Münchener Künstlers wieder erinnert und zu seinem 20. Todestage im September 1937 eine Ausstellung seiner Werke veranstaltete. E. X.

Das Intelligenz-Büchlein

Von Hans Willi Dürfmayer

Meine Frau hat sich ein Büchlein angelegt, das sie als Intelligenz-Büchlein bezeichnet. Ein Mann würde das Büchlein seinem Inhalt nach *Mierr-* oder *Adressenbüchlein* nennen. Meine Frau nennt es *Intelligenz-Büchlein*, — der Teufel weiß warum.

Sie notiert alle ihr wichtig erscheinenden Adressen darin. Von guten Bekannten, von gelegentlichen Bekannten, von verflohenen und noch Kommenden Dienstmädchen, vom Metzger, vom Gärtner, von Näherinnen, Zuehfrauen und von sonst noch allerlei Stadtbewohnern. Am Rand des Büchleins befindet sich eine Buchstabenkale, damit man das Gesuchte schnell findet.

Hätte ich Eintragungen in dieses Büchlein zu machen, so würde ich es folgendermaßen machen: den Namen Eigner Lorenz z. B. würde ich unter „L“ setzen, Baumann unter „B“ usw. Schiene mir der Beruf eines Eintragenden wichtiger oder hätte ich von einem Beruf eine größere Auswahl von Adressen, so schriebe ich z. B. unter D — Dachdecker, unter W — Wäschereien usw.

Das ist so klar wie Wasser.

Meine Frau aber macht es anders. Vor ein paar Tagen bin ich dahinter gekommen. Da bekommt sie Besuch. Eine Freundin, jung verheiratet. Diese sucht eine Zuehfrau, die auch wäscht und flickt und die Arbeiten eines Hausmädchens in der halben Zeit macht und nicht viel dafür verlangt.

So eine Perle zu finden, ist für meine Frau eine Kleinigkeit. Wozu hat sie denn ihr *Intelligenz-Büchlein*? Weil ich müßig bei dieser Unterhaltung dabeiße, werde ich beauftragt, in dem Büchlein die Adresse der Maria Pfeiffer festzustellen. Denn das wäre so eine Perle, hat meine Frau im Kopf. Sie müsse in der Sandstraße 12 wohnen, wenn sie sich recht erinnere.

Ich nehme das Büchlein, fahre mit dem Finger in das „P“ auf der Skala. Jeder andere Mann hätte das an meiner Stelle auch so gemacht. Unter den Ps ist aber keine Pfeiffer. Vielleicht, denke ich, ist sie unter „Hausmädchen“ eingetragen. Aber es gibt gar keinen Eintrag „Hausmädchen“. Ich muß meine Frau von dem feldschlag unterrichten.

„Ach“, sagt sie, „gib schon her! Alles

muß man selbst machen: Sie wird eben unter „allgemeine Hausarbeiten“ stehen.“

Sie sucht — nein, da ist kein allgemeiner Hausarbeiteneintrag.

Meine Frau staunt. „Aber jetzt hab ich „s!“ ruft sie dann triumphierend. Die Maria ist doch verheiratet und heißt mit dem Mädchennamen Kosner und hat damals in der Freiheitsstraße gewohnt. Muß also unter „s“ stehen. Und in der Tat, unter „s“ steht der Eintrag: Maria Pfeiffer, allgemeine Hausarbeiten, Kantstraße 12.

Meine Frau strahlt. „Siehst du, es stimmt genau. Auch die Straße wußte ich noch.“ (Ob S oder B spielt bei einer Frau keine so große Rolle.)

Ich bin sprachlos über soviel Intelligenz. Jetzt kann ich mir auch den Titel des Büchleins erklären.

„Weißt du“, kann ich mich aber nicht enthalten zu sagen, „da bin ich aber froh, daß das Telefonbuch nicht nach deiner Methode geführt wird. Und dann sage mir, bitte, wo käme mein Name hin, wenn du ihn in dein Büchlein eintragen müßtest?“

„Ohne Zögern kommt die Antwort: „Natürlich unter M.“

„Was“, staune ich weiter, „ich heiße doch Gottfried!“

„Ach, was seid ihr Männer doch stupid“, lacht sie da. „Was ist ein Name? Nichts! für mich kommt du unter M, und das heißt: „Mein Liebstes auf der Welt!“



Morgenstimmung

Toni von Stadler f



Abend

Toni von Stadler †

Eine Geschichte ohne Titel

Von Erich Kernmayr

Es war nicht zu leugnen — sie war ganz einfach reizend. Das feste Stumpfnäschen, die leuchtenden Augen unter den feinen Brauen, die schlanke zierliche Gestalt.

Schon seit dem Semmering hat ihr Gegenüber, der große schlanke, braun gebrannte Durfsähe, versucht, eine Anknüpfung zu finden. Aber seine mehr gutgemeinten als routinierten Bemühungen hatten wenig Erfolg. Die junge Dame sagte höflich, aber kurz: „Danke!“ „So, sehr liebenswürdig.“ „Nein!“ Je nachdem es am Plage war und versenkte sich dann wieder in die anscheinend hochinteressante Keiselektüre. Ein aufmerksamer Beobachter hätte freilich bemerkt, daß ihr Blick immer häufiger in jene Ecke des Abteils glitt, wo der große Blonde verzweifelt sein Gehirn nach einem passenden Ge-

sprächsstoff zermartete. Seine Hilfslosigkeit malte sich so deutlich in seinem offenen knabenhaften Gesicht, daß die junge Dame ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Da kam — anscheinend vom Speisewagen — ein Kleiner, sehr gepflegter Herr an dem Abteil vorbei. Sein Blick blieb im Vorüberflüchlernden an dem hübschen Mädchen haften. Mit einem Male nahm die Berglandschaft an dem Fenster sein Interesse so sehr in Anspruch, daß er stehenblieb. Mit nachlässiger Bewegung drückte er die braune Sportkappe mehr in die Stirne und entnahm dann mit der typischen Handbewegung des starken Kaufmanns seinem Ktui eine Zigarette.

Als die junge Dame etwas später aufstand, um sich etwas zurecht zu legen, stieß er ungefähr mit ihr zusammen.

„Pardon!“ Er hatte eine angenehme volltönende Stimme, die die Frauen bei den Männern so lieben. „Ich bin diese engen Gänge nicht gewöhnt.“

„Bitte.“ Sie war etwas rot geworden. Und wie es schon so kommt, erzählte er ihr, daß er hier in Mitteleuropa sich einige Monate auf Erholung befinde, um sich von seinen Strapazen der übersee auszurufen. Er war ein blendender geistvoller Plauderer. Die kleine Frau konnte sich nicht erinnern, jemals einen so amüsanten Reisebegleiter gehabt zu haben. Über den Dampferfahrten auf einsamen, endlosen südamerikanischen Strömen, Löwenjagen in Zentralafrika und Erstbesteigungen in Asien und Mexiko, verging die Zeit im Flug.

Der Junge im Abteil hatte zuerst stürzend, aber schließlich erbeutet dem



Ernte

Toni von Stadler †

Gespräch zugehört und sich so gesetzt, daß der Herr ihn nicht sehen konnte. Bei den aufregenden Stellen murmelte er nur halb ärgerlich, halb lächelnd: „Höllenteufel!“ „Sakra!“ und unterbielt sich föniglich.

Draußen verabschiedete sich der Weltbummler mit der ganzen Grazie des berittenen Kavalliers und ging langsam in sein Urteil zurück. Als sich der Zug schließlich dem bekannten Sommerfrischenerort näherte, richtete sie ihre Koffer zu recht. Auch der Junge stand auf und griff nach seinem Kuchelack.

„Sie sind hier auch daheim?“, fragte sie etwas herablassend.

„Ich bin da daheim!“

„Oh, dann kennen Sie am Ende den hochinteressanten Herrn, mit dem ich gesprochen habe. Er erzählte mir, er mache gerne hier Raft, wenn er in Etopa weilt.“ Der Bursch nickte ernsthaft, aber um seinen Mund spielte ein verdächtiges Lächeln.

„Freilich, freilich kenn ich ihm — voriges Jahr waren wir miteinander droben am großen Buchstein — aber am halben Weg san ma umkehrt, der Herr hat sie net weiter traut, die Tour war ihm zu schwer.“

Die junge Dame fährt empört mit blitzenden Augen auf. „Wie können Sie das sagen? Der Herr hat die Kaukasuserküstung gemacht und kennt sich auf der ganzen Welt aus!“

Der Angefahrene drückt das Hütel mit den großen Uebelwiffsternen etwas schief auf den Kopf und schaut belüßt auf die Kleine. „Daß er sich auf der ganzen Welt

und mit alle Dampfverbindungen und Stationen auskennt, des glaub i schon. Das gehört zu sein Geschäft“, sagte er unbewegt, „denn er ist Angestellter in einem Wiener Reisebüro. Am Kaukasus war er nie — i hab ihm wenigstens net gesehn.“

Die junge Dame rang nach Luft. „Ja, wer sind denn Sie?“

„I, der Sepp Mitteregger!“

„Der Sepp Mitteregger — der berühmte Alpinist Nordfettenwand — Erstbesteigung des Kaukasus —“

Die junge Dame mußte sich setzen. Einen Augenblick schaute sie fassungslos in seine lachenden grauen Augen. Dann flog es rot über ihr Gesicht, und während der Zug in die kleine Station einfachte, fragte sie ganz leise und bittend:

„Glauben Sie, Herr Mitteregger, wenn Sie mitgehen, wird mir der große Buchstein dann auch zu schwer sein?“

* * *

Sprödigkeit

**Gebe dem Leben,
Was ihm gehört.
Bald kommt die Zeit,
Da nichts mehr dich stört.**

**Da wird kein Schwanken
Dein Herz berühren,
Und niemand mehr will dich
Zur Liebe verführen.**

Wolfram Dietrich

In den Nächten!

In einer Wohnung hoch im letzten Stock da haust ein Schwesternpaar voll herber Strenge.

Und alle Sünder in dem Häuserblock — es gab genug in der Bewohner Menge — sie fürchteten das Urteil dieses Paares und jagten vor der Tugend übergröße. Doch einst, an einem Vormittage war 's, erschien ein Bettler in der Armut Blöße. „Ein armer Mann“, sprach er die Schwestern an, „erucht Sie, eine Hofe ihm zu schenken, die man noch ein paar Wochen tragen kann.“

Die eine sprach: „Wie können Sie das denken! Es wohnt doch gar kein Mannsbild bei uns hier.“

Da flüstert ihr die Schwester in die Ohren: „Das zu verraten scheint sehr unklug mir. Wenn 's ein Verbrecher ist, sind wir verloren.“

Weiß er, wir sind allein, kommt er bei Nacht, erschlägt uns beide. — Das sieht ein die Schwester.

Sie läuft ihm nach zur Stiege unbedacht und ruft ihm gellend nach: „Mein Vester! Ich stelle richtig. Eben fällt mir ein: Wenn auch tagsüber hier nicht Herren wohnen, sind in den Nächten wir doch nicht allein. Da schlafen bei uns starke Mannspersonen.“

Josef Fr. Ojner



Wir waren auch in Paris

Zeichnungen von Leo v. Weiden

Es führen viele Wege nach Rom und es gibt viele Möglichkeiten nach Paris zu kommen. Wir haben jedenfalls Glück gehabt, denn uns hat der Kroisi Ludwigi aus Rosenheim mit seinem nagelneuen Omnibus nach Paris gefahren. Neue Omnibusse gibt es jetzt viele in Deutschland, aber solche Ludwigi gibt es nur selten. Denn er ist ein zeitgemäßer Nachfahre jener lustigen Postkutsche von anno taback, die mit ihrem Humor wohl auch die Keifen unserer Urohmütter und -väter angenehmer gestaltet haben. Und wenn der Ludwigi auch hundert Pferdestärken vorne eingepannt hatte und wir oft ansatt mit 8 mit 80 Stundenkilometer dahinbrauften, so hielt er doch die ganze Keifengesellschaft immer so in Stimmung, als wollten wir gar nicht nach Paris hinter, sondern eher auf eine Kirchweih in der übernächsten Ortschaft.

Mittags hatten wir Stuttgart erreicht und nachmittags fuhren wir durch die lachende Pfalz und dann durch das Saarland bis nach Saarbrücken. Man hat dort das Gefühl, als müßte man heute noch jedem Saarländer aus Dankbarkeit und freude die Hand drücken, für ihre große Tat vom 11. Januar 1918. Besonders aber den Saarbeitern, denn ihnen fällt das tägliche Brot bei Gott nicht so leicht in den Schoß und doch haben gerade sie trotz allen Verlockungen bewiesen, daß deutsche sein tren sein heißt.

Am nächsten Morgen gab der Ludwigi auf der Fahrt zur Grenze französischen Sprachunterricht. Jetzt wird es sich dann erweisen, meinte er, wer in der fran-

zösischen Stunde Obacht gegeben hat. In allen schwierigen Fällen soll man sich an ihn wenden, denn er versteht sogar etwas von der Grammatik nous avons, vous avez, nous avec! So kamen wir mit dröhnendem Gelächter zur deutschen Zollstation. Herüber und drüber wurden die Grenzformalitäten schnell und höflich erledigt und dann ging es durch das Elßaß nach Metz. Wir Reichsdeutschen können die Grenzen an jeder beliebigen Stelle überschreiten, immer finden wir jenseits der Grenzpfähle weite Landstriche die von deutschsprechenden Menschen bewohnt sind. So ist es auch im Elßaß. Man spricht überall deutsch, die Zeitungen erscheinen in deutscher Sprache und nur die französischen Aufschriften und die Tricolore auf den staatlichen Gebäuden erinnern uns daran, daß wir tatsächlich in Frankreich sind. Jedes von uns hatte für 40 Reichsmark 400 franken als Handgeld erhalten, sozusagen zur Finanzierung von Flüssigkeiten aller Art und so genehmigten wir uns für 3 franken gleich einmal einen ausgiebigen Pynch — Aperitif. Der Ludwigi zahlte mit der Besse eines Onkels aus Amerika während der Inflationszeit. Auf guten Straßen ging es dann in der Richtung Verdun weiter. Bei Etain zweigten wir ab um das Kampfgebiet von Verdun zu durchfahren. Jeder Deutsche sollte diese grauenvolle Gegend einmal mit eigenen Augen gesehen haben. Schweigend fuhren wir durch diese Landschaft. Nießige Friedhöfe mit den schwarzen Kreuzen der deutschen Gefallenen und den weißen Kreuzen der Franzosen säumten die Landstraße.

Auf einer Höhe steht das mächtige Gebirgsbau von Douaumont, 200.000 Gebirge von unbekanntem gefallenen Kriegern aller Nationen füllen dieses erschütternde Monument der Welt. Ein französischer Frontkämpfer führt uns durch die zerschossenen Kasematten des alten Forts Douaumont in dessen dunklen Gewölben weitere Tausende deutscher und französischer Soldaten bestattet sind. So weit das Auge reicht, viele Quadrat-Kilometer, verwandelt in Millionen von Granaten das Land in eine leblose, zerrissene Wüste und heute, fast 20 Jahre seit Debenigung des Krieges, wächst hier nur wildes Gestrüpp und dürres Gras auf dieser zerklüfteten Erde. Nach der Mittagspause in Verdun fuhren wir über den Voie sacrée weiter in der Richtung Paris. Voie sacrée „heiliger Weg“ nennen die Franzosen den letzten Teil der Straße die Paris noch mit Verdun verbunden hat und mit deren Hilfe diese Festung gehalten werden konnte. An Stelle der Kilometersteine sind Gedenksteine errichtet worden die mit einem französischen Stahlhelm mit Lorbeerkranz gekrönt sind. Auf der schnurgeraden Straße kommen wir durch diese schwach bewohnte und wenig ansprechende Gegend schnell vorwärts und erreichen in der Dämmerung Paris.

Paris

Wer nach Paris kommt, soll nicht planlos diese Kiefernstadt durchstreifen oder gleich mit einer Kundschaft beginnen. Nicht mit einer Taxi, sondern mit der Untergrundbahn fahre man zum Place de la Concorde. Wenn man so unvermittelt aus den schwülen Gewölben der Metro zu diesem Platz heraufsteigt, ist man tatsächlich überwältigt. Umsäumt von prächtigen Gebäuden und Anlagen breitet er sich in monumentaler Größe vor uns aus. Wie ein breiter Lichterstrom mündet hier die Prachtstraße Champs Elysée, die in leichter geschwungener Erhebung ansteigt zu den 3 Kilometer entfernt aufragenden Triumphbogen. In diesem gewaltigen,



unvergeßlichen Inblick zeigte sich uns das einrige, mächtige Frankreich und fühlten wir gerade hier am stärksten den Unterschied zwischen dem Frankreich von damals und dem Frankreich von heute.

Die Weltausstellung

Am nächsten Vormittag machten wir mit unserem Omnibus eine Rundfahrt durch Paris, fuhren durch verschiedene Vorortstraßen des „roten Gürtels“ und bewunderten im Innern der Stadt zahlreiche Monumentalbauten und die Grabdenkmäler großer Franzosen. Und dann ging es hinaus zur Ausstellung. Abgesehen von Kleinigkeiten ist also auch diese Weltausstellung einmal fertig geworden. Mehrere Kilometer lang ziehen sich die Bauten an den beiden Seine-Ufern entlang, ihre fernrechte Achse verläuft vom neuen Trocadero-Gebäude unter dem Eiffelturm hindurch bis zur Militär-Akademie. Will man diese Schau der Nationen richtig beurteilen, so muß man berücksichtigen, daß sie eigentlich in 2 Teile zerfällt: in die Pavillone der französischen Provinzen und der französischen Kolonien einerseits und in die Bauten der übrigen Länder andererseits. Kommt man durch den Haupteingang am Trocadero und blickt hinunter auf das Ausstellungs Gelände so ist man auch hier wieder mitten in den großen Auseinandersetzungen unserer Zeit: links der alles überragende Turm des Deutschen Hauses mit dem Hohenzollern-Adler und rechts gegenüber das Gebäude der Sowjet-Union mit den bekannten Figuren. Alle Blicke sind gebannt von diesem hier schon äußerlich zu Tage tretenden, unüberbrückbaren Gegensatz. So, wie es den Kommunisten zweifellos gelungen ist, ihre zerstörenden Ideen plätschend wirksam darzustellen, so geht von dem Deutschen Haus ein beruhigender Strom der Würde, der Kultur und der Kraft aus. Großartig ist auch die innere Ausgestaltung unseres Hauses. Überall fühlt man die künstlerische Hand des Führers. Keinem anderen Land ist es gelungen die Fortschritte der Kultur und die der Technik in so harmonischer Einheit zur Geltung zu bringen. Der deutsche Pavillon ist jedenfalls mit Abstand der weitaus schönste und interessanteste der ganzen Ausstellung. Dies ist nicht etwa nur die Ansicht der deutschen Besucher, sondern darüber ist sich auch ganz Paris vollkommen einig.

So umfangreich als diese Weltausstellung auch ist, so sicher wird von allen Besuchern außer dem Deutschen Haus der kommunistische Pavillon besucht. Jedenfalls versprechen die beiden weit vorwärts stürmenden Kiefenfiguren weit mehr als man tatsächlich zu sehen bekommt. Große Lichtbilder mit dem immer wiederkehrenden Kopf Stalins bilden den Anfang. In der Mitte des ersten Raumes steht ein Auto. Ein ganz gewöhnliches Kraftfahrzeug, dem man auf hundert Stunden anmerkt, daß es die slavische Nachahmung einer amerikanischen Konstruktion darstellt und außer diesem Kraftwagen sieht man einige Traktoren und landwirt-

schaftliche Maschinen. Keiner anderen Nation ist es eingefallen, derartige Dinge auszustellen, denn sie sind ja überall in Millionen verbreitet. Die Besucher aller Nationen bewundern die *Vaivairat* der Bolschewisten mit solchen Dingen Eindruck machen zu wollen. Der größte Teil der übrigen Räume ist mit Statistiken aller Art ausgefüllt. Als willkommene Basis benützt man den kulturellen Zustand des zaristischen Rußlands vor dem Kriege und beweist nun in marxistischer Weise, daß es im Bereich der Sowjet-Union nunmehr weniger Analphabeten, mehr Schulen, mehr Kinos und mehr Fabriken gibt. Man strengt sich also fürchterlich an, zu beweisen, daß es selbst in Rußland nicht völlig gelungen ist, die natürliche Vorwärtsentwicklung aufzuhalten. Man sieht auch das Modell eines riesigen Lenin-Denkmals, das in Moskau errichtet werden soll. In der dazugehörigen Beschreibung wird beiseitenerweise erklärt, daß sich die dazugehörigen Baupläne „zur Zeit“ in der Konstruktion befinden.

prächtigen Piste. Ein Glück, daß die russischen Pelztiere nicht zu kommunistischen Funktionären aufrüchten können, sonst hätte Wäterchen Stalin sicherlich die meisten von ihnen auch schon „liquidiert“, und mander Traum von einem russischen Pelzmantel wäre umsonst geträumt.

Im übrigen wurde der russische Pavillon von einer Pariser Baufirma errichtet, die jedoch wegen der angeblich zu hohen Gestehungskosten ihr Geld bis heute noch nicht erzieht und nunmehr gegen die Sowjet-Union einen Prozeß angestrengt hat. Es ist ein Treppchen der Weltgeschichte, daß die Kommunisten den geforderten Preis der französischen Firma ausgerechnet mit der Begründung abgelehnt haben, daß „die Sowjet-Union für die sozialen Verhältnisse in Frankreich und die dadurch entstandenen außergewöhnlich hohen Baukosten nicht verantwortlich gemacht werden könnte.“

Von den übrigen Ausstellungsgebäuden sind noch besonders gut gelungen, der ungarische Pavillon, das Haus der Italiener und die belgische Schau. Viele



Es wird wohl einiges Wasser der Wolga hinunterfließen, bis dieses Denkmal in der geplanten Höhe von 430 Metern gebaut sein wird. In zahlreichen, manchmal sehr gut gelungenen Gemälden wird die kommunistische Revolution verherrlicht. Darunter befindet sich auch ein Bild, das Stalin bei einer Ansprache an den großen Generalsstab der roten Armee darstellt. Die Franzosen nennen dieses Bild „Das Gemälde der Seligen“, weil nämlich der größte Teil der darauf festgehaltenen Offiziere schon erschossen ist. Trotzdem hat man dieses Bild bis heute durch kein anderes ersetzt, da man wohl mit Recht befürchtet, daß auch ein zweites derartiges Gemälde „durch die Ereignisse überholt wäre.“ Einen besonderen Anziehungspunkt bilden die ausgestellten

Anderer sind über einen Warenhausstil nicht sehr weit hinausgekommen. Am meisten ist man enttäuscht über die Ausstellung Großbritanniens. Auch wir hatten diesen fahlen Blockbau in der Erwartung betreten, daß dieses Weltreich sicherlich den Ausstellungsbesuchern eine entsprechende Schau bieten wird. Jedenfalls können wir es verstehen, daß viele enttäuschte Engländer Protest-Telegramme nach London geschickt haben. Denn schließlich sind Jagdanzüge, Angelruten und ein Keitpferd keine besonders aufregenden Angelegenheiten, selbst wenn man mitten darunter einen prunkvollen Anzugsmantel ausstellt.

Sehr schön ist der französische Teil der Weltausstellung, wo jede Provinz Frankreichs einen eigenen Pavillon errichtet

hat, die wie eine kleine Stadt aneinandergefügt, ein anschauliches und wirkungsvolles Bild der Kultur, der Industrie und der Lebensweise der verschiedenen Gebiete Frankreichs darstellen. Man könnte über die Vielseitigkeit dieser französischen Ausstellung eine eigene Abhandlung schreiben. Uns hat neben vielen Anderem das Haus der Provinz Champagne nicht zuletzt wegen besonders gut gefallen, weil man dort für 20 oder 35 Pfennig ein Riesenglas wundervollen Champagner bekommen konnte.

Sehr anschaulich und vielseitig ist auch die Ausstellung der französischen Kolonien. Auch hier werden in zahlreichen Bauten die Arbeiten und Erzeugnisse der verschiedenen Kolonien Frankreichs eindrucksvoll dargestellt. Es beweist gerade uns Deutschen mit besonderer Deutlichkeit, welche Schätze Frankreich aus seinem riesigen Kolonialreich zur Verfügung haben.

In unerhörter Pracht zeigt sich das Ausstellungsgelände, wenn es nachts durch Tausende von Scheinwerfern aufleuchtet und die Wasserspiele auf der Seine in Tätigkeit treten. Unrahmt von weiswoller Musik verkündet ein Franzose aus zahllosen Lautsprechern, daß diese Ausstellung gebaut sei, um dem Fortschritt und dem Frieden der Welt zu dienen. Auch wir sind von diesen Worten tief beeindruckt, aber noch glücklicher ist es zu wissen, daß uns dieser Friede aus eigener Kraft gesichert ist.

Das Leben in Paris

Seit Monaten sieht natürlich ganz Paris im Zeichen der Welt-Ausstellung. Ein ununterbrochener Fremdenstrom geht durch diese Stadt, füllt alle Hotels und Vergnügungsgärten und trägt wesentlich dazu bei, die politischen Leidenschaften während der Dauer der Ausstellung einzudämmen. Um Mitternacht, wenn sich die Porten der Ausstellung geschlossen haben, drängt alles auf den Montmartre oder nach Montparnasse um „Paris bei Nacht“ kennen zu lernen. Zahllose Omnibusse fahren die sensationshungrigen Fremden nach einem feststehenden Plan und zu einem feststehenden Preis durch das nächtliche Paris, um sozusagen am laufenden Band Nadirevueen, Apachenlokale und Maisons de l'amour besichtigen zu können und schließlich in den Morgenstunden in den Markthallen beim „Ball der Gemüsefrauen“ zu landen. Wer zum erstenmal nach Paris kommt, glaubt vielleicht auf diese Weise die französische Hauptstadt kennengelernt zu haben. In Wirklichkeit ist aber diese Art von Vergnügungen nichts anderes als eine raffiniert aufgebaute Fremdenindustrie mit der die wirk-

lichen Franzosen sehr wenig zu tun haben; denn der Franzose lebt und denkt für unsere Begriffe eher kleinbürgerlich und denkt jedenfalls nicht daran, sein Geld für solche Dinge hinauszuworfen.

Tun möchten wir aber bestimmt nicht den Eindruck erwecken, als ob wir uns um 9 Uhr ins Bett gelegt hätten. Interessant ist es immer in folie Bergère oder im Kasino de Paris eine Pariser Revue zu sehen, die durch ihren Aufwand an schönen Frauen und prunkvoller Aufmachung wohl kaum überboten werden kann. Bei einem besonders eindrucksvollen Auftritt sehr, sehr spärlich bescheidet



Revue-Mädchen meinte unser Ludwig mit dem Bruchton der Überzeugung: „So etwas bräuchten wir in Kosenheim schon lange, dann könnte unser Fremdenverkehrsverein zusperrern.“

Unnötig ist es, über die fabelhafte französische Küche ein Wort zu verlieren oder auf den französischen Wein noch ein Loblied zu singen. Wer sich von den großen Luxuslokalen etwas abseits hält, lebt bei dem Wechsellern von 10 Frs. für eine Mark tatsächlich wie Gott in Frankreich. Besonders preiswert sind für uns auch die Pariser Taxi, 4 oder 5 Personen können in einem Wagen schon sehr große Entfernungen zurücklegen, um insgesamt eine Mark zahlen zu müssen. Paris ist überhaupt die Stadt der Taxi. Immer und überall trifft man sie an jedem Straßeneck, denn insgesamt gibt es dort nicht weniger als 18 000 Kraftdroschken!

Unsere Heimfahrt ging entlang der ehemaligen Champagne-Front über Reims. So interessant der Aufenthalt in Frankreich auch gewesen ist, als wir in Metz auf den Litfassbüusen saßen „Billige Omnibusfahrten zum Münchener Oktoberfest“ da wußten wir, daß es höchste Zeit war, wieder nach Hause zu kommen, damit uns nicht etwa wegen einer Weltausstellung das Oktoberfest auskommt.

BEGEGNUNG IM GEWITTER

Skizze von Heinz Tattermusch

Bin ich schon in dieses Leben hineingelassen, ohne darum gefragt worden zu sein, so mag ein Anderer sich den Kopf darüber zerbrechen, was mit mir werden soll? Gatte Will nicht recht, wenn er das sagt! Und doch saß er mit gerunzelter Stirn am Fenster seines kleinen Gastzimmers und machte sich Gedanken darüber.

Dann schaute er wieder hinaus auf den blühenden, überjohnten Weizenhang, der sich die Bergeleite bis an den dunklen Wald da oben hinanzog, auch nach dem tiefblauen Sommerhimmel, von dem er gerade noch einen schmalen Streifen erblicken konnte, rechte sich schließlich auf seinem Stuhl, daß ihm die Gelenke knackten und sein schmieriger Körper fast Gend und Gose zerprengte und fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirn in das krause schwarze Haar. Die kalten im Gesicht glätteten sich und schon schaute er wieder ganz lustig drein. Es war freilich nur unvermeidtes Zeug, was er da für sich sinnierte, verstand es eben nicht anders, der Nichtsnutz, wie er nun zu sich sagte:

„Ain, du undanfänger Kerl! Wie schön ist doch die Welt! Die Sonne scheint ja auch für Dich und du sitzt hier im dunklen Zimmer und läßt den Kopf hängen. Paß' nur auf! Wirk' fröhlich genug alles wieder lassen müssen, ist das Leben doch kurz genug. Lag 's nicht sonst immer in deinem Sinn, den schüchtern Augenblick festzuhalten, das fallende Glas aufzufangen, ehe es zerbrach und es mit dem bitter-süßen Leben anzufüllen bis zum Rande. Spürtest es damals wohl als Student in der fröhlichen Kneipe, als du dein Weinglas hobst und riefst: Stoß an Bruder Tod mit deinem Stundenglas. Wollen sehen, wann das meinige zerpringt.“

Es war ihm wohl leichter um 's Herz, als er nun aufstand. Mag sein! Wie er nun aber ein schlankes Mädchen im weißen Kleid, das im selben Gang zu Gast war, über den Weizenhang bergan steigen sah, ihren Galan zur Seite, da mochte er nichts mehr denken, war fröhlich und traurig in einem, freich ziellos um das alte Weizenhaus und schaute den beiden nach. Dann aber, wie er ihr weisses Kleid und die schwarze Bekleidung neben ihr im Walde verschwinden sah, hielt es ihn nicht länger und trieb ihn den Weizenhang bergan, dem Walde zu. Wozu tat er es denn eigentlich? Er würde ja doch nur den Gatt zihen, wie er es immer getan hatte in den Tagen, die er nun hier war. Ach, wie rosig und zart war ihr Gesicht und ihre Augen so blau und tief und wie süß und verbeißend konnte ihr kleiner Mund

lachen! Schön war es doch zu leben! Ja, noch war es Tag. Heiß brannte die Sonne, heiß pochte auch das Herz in Tills Brust. Der Weg war steil; aber er spürte eine Kraft in sich wie ein Kiesel und nun rannte er sogar den Berg hinan. Jung und frei fühlte er sich wieder, fast wie ehemals.

Wie er dann oben am Waldbrand stand, mußte er einen Augenblick innehalten. Das Herz pochte ihm schwer wie ein Hammer. Ein schwüler Windhauch strich über ihn hin. Tief unter ihm lag das kleine Dorf und über der anderen Talwand erhoben sich die bewaldeten Berge in langen Ketten, wogten wie das Meer bis zum Horizont. Darüber hin aber schob sich drohend eine dunkle Wolkenwand und warf lange Schatten über sie. Vielleicht gab es ein Gewitter heute. Es war ihm recht. Die Luft war wie Blei und die Sonne stach. Wo war denn das Mädchen? Es war wohl nun schon tief drinnen im Wald zusammen mit jenem Fremden, den sie gewiß hier kennengelernt hatte. Ei, so ging er eben für sich spazieren und pfiß sich ein Lied.

Erst war über ihm ein leises Klüstern in den Kronen der Bäume. Dann wurde es ein tiefes, orgelndes Rauschen. Der Wald war erwacht. „Seh, was suchst du denn im Wald, lieber Till?“ rasselte das welke Laub unter seinen Füßen. „Fällt mir nicht ein, sie zu suchen!“ dachte er laut. Wenn ich sie sehe, ziehe ich meinen Hut, sage: „Guten Tag, allerhöchster

Mädchen!“ schau' sie mir kurz an und gehe weiter.

Groß war der Wald. Stundenlang konnte man darin gehen. Nun waren es Buchen und Eichen und die Sonnenstrahlen schossen in Bündeln über ihm durch



die grüne Dämmerung dahin. Dann aber verschwanden sie plötzlich und bestirger rauschte es in den Zweigen. Ob er wohl umkehrte? Ach nein, er mochte nicht zurück in das dunkle Zimmer, saßen doch nur die alten Sorgen darin und warteten auf ihn. Mochte der Sturm ihn zausen, der Regen sein Gesicht peitschen oder der Blitz ihn treffen! Was lag daran! Er war ja allein auf der Welt und er taugte zu nichts und sein Herz war ein unruhiges, rätselvolles Ding. Niemand verstand es wohl recht, denn schon manch Eine hatte danach gegriffen und es war ihr doch wieder entfallen. Es hielt sich nicht gut in jarten Händen, war schwer und leicht zu seiner Zeit.

„Tili dudu“ pfiß er. „Wo ist mein Mädchen? Küßt sie ihn jetzt vielleicht hier im Wald?“

Dunkler wurde es um ihn. Klarschend fielen die ersten Tropfen auf die Blätter

und in der ferne grollte es dumpf. Dahinter schimmerte es heller durch die Bäume. Dort war gewiß der Wald zu Ende. Er sah es jetzt und auch zwei Gestalten unter einem hohen Baum. Die eine trug ein weißes Kleid, die andere stand schwarz daneben. Das machte Till summen, sein Herz schwer und bang, aber seine Blicke spähend und scharf, wie er sich, lautlos fast, an sie heranschlich —, wie ein Jäger an seine Beute. Dann aber kam er doch ganz bescheiden daher, zog sein Hütlein und grüßte die beiden. Sie sah ihn lächelnd an und kannte ihn gleich. Der neben ihr sah bleich und unlustig aus und schaute abweisend drein. Zum Lachen war 's, daß er so im Wald umher gehen konnte in seinem feierlichen, schwarzen Anzug und dem gekrümmten Schwanz und Kragen dazu. Lang und schmächtig war er und paßte gewiß nicht zu ihr, so schien es Till und doch tat jener, als gehöre sie ihm schon an und hielt wohl gar die Hand an ihrer Hüfte. Ob er nicht zu ihnen treten wolle, anstatt im Regen zu stehen, fragte sie ihn lachend. Und ob er das wollte! Mit einem Satz sprang er hin neben sie unter den hohen Baum, lehnte mit dem Rücken gegen den dicken Stamm und schaute einen Augenblick zum Himmel hinauf. Die Sonne schien nicht mehr. Der blaue Himmel war verschwunden. Schwer und dunkel lappten die Wolfen über dem Land, das sich in der ferne über den Spitzgen niedriger Tannen zeigte.



Danae

Nach einem Gemälde von R. Lengrüsser.

Wie beklemmend schwül es war! Till öffnete sein leichtes Hemd am Hals und atmete tief. Die breite Brust hob sich stark und ruhig und seine Lungen sogden den würzigen Geruch des nassem Waldbodens und des faulen Laubes auf der Erde mit ein; aber noch einen anderen herben, feinen Duft spürte er darin, köstlich und herauschend. Dicht neben ihm atmete ihre weiße, volle Brust im leichten Sommerkleid. Er sah, wie sie sich hob und senkte und er sah ihren schon gerundeten Hals auf den zarten Schultern und gewahrte wohl das leichte Pochen des Blutes unter der Haut.

Nah vor ihnen suchte ein greller Blitz herab. Weit rollte der Donner über das Gebirge dahin. Der Boden dampfte in Schwaden. Über ihnen erbraunten die Wipfel der Bäume im verstärkten Anprall des Sturmes. Die Stämme ächzten und knarreten und der Regen trommelte bestiger auf den Blättern, daß es alles überdröhte.

Der Fremde und das Mädchen standen stumm. Till aber lachte und rief: „So ist es recht! So liebe ich die Welt, wenn die Elemente sich wieder auf ihre Kraße besinnen. Da ist kein Platz mehr für ban-

gense Menschen. Ginein müssen sie in den Wirbel, das Leben sich auf 's neue erkämpfen oder untergehen. Waren nicht die heiteren Tage mit ihrer Stille nur wie ein tiefes Atemholen der Natur? fühlen Sie das?“ Er muß laut sprechen, fast schreien, denn unaufhörlich zucken jetzt Blitze herab und gewaltig krachen die Donnerschläge über ihnen.

Sie wendet ihm ihr zartes, nun so bleiches Gesicht mit den großen, erschreckten Augen zu. Ganz nahe an seiner Schulter ist es. Nein, sie kann wohl nicht kämpfen, müßte einen haben, dem sie vertrauen könnte, der seinen Arm fest um sie legte, an dessen Brust sie ihr Gesicht verbergen könnte. Till schaut nach dem Anderen. Er scheint unruhig, duckt sich hinter seinem aufgeschulptem Kockragen, sieht ihn dabei mit seinen kalten grauen Augen verächtlich an, denkt wohl: der Phantast, der Narr, und kann doch eine heimliche Furcht nicht verbergen. Er hat seine Hand längst von ihrer Hüfte genommen, spricht kaum ein Wort zu ihr und schaut jetzt ängstlich nach dem Himmel. Tills Blicke wandern zurück zu ihr und sie nickt und lächelt schein und sieht dann lange unverwandt in die schwarzen funkelnden Augen

und in sein lachendes unbekümmertes Gesicht. So steht sie zwischen beiden an den Stamm gepreßt; aber es scheint fast, als sei sie ihm näher als dem Anderen.

Das Gewitter ist nun gerade über ihnen. Fast schwefelgelb leuchtet der Himmel. Dann wird es einen Augenblick unheimlich ruhig um sie. Der Regen hat mit einmal fast aufgehört. Kein Lüftchen regt sich mehr. Die Bäume stehen wie erklarrt in einem fast unirdischen graugelben Licht. Die Drei fühlen, etwas entsetzliches wird jetzt geschehen. Kein Baum kann sie davor schützen und doch bleiben sie wie angewurzelt stehen. Wie sie unwillkürlich den Atem anhalten, umfaßt sie eine wahnwitzige Furcht und faßt den Einen im schwarzen Kock und wirft ihn herum, daß er sein Gesicht gegen den Baum preßt und in beiden Händen verbirgt. Till aber fühlt, wie eine Hand nach der seinen faßt. Er ergreift die weiche, zitternde Hand. Alle Furcht fällt von ihm ab und er rührt sich nicht und starrt wie blind geradeaus. Ist das der Untergang, was jetzt kommt? Seulend schmettert es herab, so grell und betäubend, daß er taumelnd die Augen schließt. Nur die Hand läßt er nicht, wenn auch alles um ihn her sich zu drehen beginnt und in einem ohrenzerreißenden Toben und Krachen versinkt.

Er lehnt aufrecht am Stamm, der bis in die Wurzeln erbebt. Wie er die schmerzenden Augen öffnet, sieht er eine Liche, wenige Schritte entfernt, in Flammen aufgehen. Da hebt sich vor ihm vom Boden eine schwarze Gestalt, taumelt und rennt schreiend, mit beiden Armen wild um sich schlagend, davon. Verstört schaut er auf die schmale, schlaffe Hand, die er immer noch hält und sieht das Mädchen zu seinen Füßen hingedunken. Sie hat die Augen geschlossen. Gleich einer Toten liegt sie da. Doch, wie er sich noch wie träumend über sie beugt und ihr Kleid über der Brust öffnet, spürt er ihr leise pochendes Herz. Da nimmt er sie auf beide Arme und trägt sie sacht hinweg. Er träumt nicht mehr. Er schreitet durch den Wald wie ein starkes wildes Tier mit feiner Beute und sein Gesicht ist hell wie ein neuer Tag.

Ende

Der gesellige Ton

Wie mancher schätzt den geselligen Ton,
Als das Höchste seiner Gefühle,
Er wendet den Rücken kaum — und schon
Dient er der Gesellschaft zum Ziel.

Carl Bruer.



Unser Mitarbeiter E. R.

Franz Rederer

Die waltende Gerechtigkeit

EIN SCHMUGGLER-GESCHICHTCHEN VON GISELA HORN

In unserem Haus lebte eine alte Dame. Ein Drache ihres Zeichens. Niemand konnte sie leiden, denn sie versuchte wo sie nur konnte, ihre lieben Mitmenschen hereinzuliegen. Wenn sie die sechs Treppen zu ihrer Dreizimmerwohnung hinaufkroch, mit einem vorstintflutlichen Regenschirm bewaffnet und dem alten Kaffeetopfförmigen Hut auf der hochgekämmten Haartracht des vorigen Jahrhunderts, und dabei fortwährend ohne den Kopf zu drehen nach allen Seiten zugleich sah, dann flohen die Kinder freischend an ihrer Mütter Koef, und die Erwachsenen schützelten den Kopf und konnten sich eines leisen Lachens nicht erwehren.

Sie war unglaublich schäbig angezogen, und ihre Wohnung sah mehr als ärmlich aus, aber es war ein offenes Geheimnis, daß sie einen dicken Sack voll Geld in ihrer Kiste bewachte.

Wozu, das wußte niemand, denn sie hatte keine Erben oder Freunde. Sie bekam nur jeden Monat einmal einen dicken, blauen Brief von einer Bank, und alle zwei Monate erschien ein dicker kleiner Mann mit einer auffallend langen krummen Nase. Er hörte auf den hübschen Namen Simon Schildknecht und trug immer Borsenzettungen unter dem Arm. Zur Zeit schwärmte er für Schweizer Banken und für die Schweiz überhaupt, denn der Boden schien ihm in Deutschland aus unerklärlichen Gründen unter den Füßen zu brennen.

Simon Schildknecht also krazelte an einem schönen Julitag zum letztenmal die sechs Treppen zu seiner Klientin hinauf. Die beiden verband außer Geschäften auch noch eine lobenswerte gemeinsame Eigenschaft, der Geiz. Und Simon Schildknecht fühlte ein menschliches Rüden und gab der alten Dame folgenden Tipp:

„Gott straf mich, ich meine es gut, Verehrteste, wenn ich sage, daß Sie sollen bringen ein Teil Ihres Geldes in die Schweiz. Dort könnten wir wieder machen sichere Geschäfte zusammen.“

Und so stellte die alte Dame ihr väterländisches Gefühl in den Hintergrund und nickte heftig, indem sie nach allen Seiten zugleich sah.

Auf die Frage, wie sie das anstellen solle, suchte Simon Schildknecht bedauernd die Achseln. So weit ging seine Menschenliebe nicht.

Und die alte Dame dachte darüber nach, Tag und Nacht. Sie schielte in dieser Zeit doppelt so stark.

Endlich hatte sie es. „Gach“, sagte sie zu sich selbst. „Amalie, das Ei des Columbus! Ich werde die fünftausend Mark ganz einfach in mein Sandtäschchen stecken und

über die Grenze fahren. Kein Mensch wird mir würdigen alten Dame eine solche Frechheit zutrauen.“ Darauf trank sie einen Schnaps.

Eine Woche später stand eine alte Frau mit einem ummöglichen Hut und einem vorstintflutlichen Reiserogenschirm versehen strahlend an Bord des Bodenseedampfers Komanshorn. Ihr Täschchen mit den fünftausend Mark trug sie an einem langen Gefel über dem Sandgeleit und war glücklich.

Wenn man aber glücklich ist, dann ist man auch entspannt, und die Gute war so entspannt, daß sie normal geradeaus sah.

Ihre Koffer waren um und um gedeckt worden, aber keiner war auf den Gedanken gekommen in ihrem schäbigen Sandtäschchen nach Devisen zu sichten.

Neben der alten Dame stand ein junger Mann, der fütterte mit kleinen Brotbrocken die Möven. Die alte Dame sah ihm interessiert zu.

„Wie stellen Sie das an, daß die Vögel das Brot in der Luft aufschnappen können?“

Der junge Mann war sehr wohlgezogen und freundlich und zeigte es ihr, obwohl er sich Schöneres denken konnte. Er warf einen Brotbrocken mit kunstvollem Schwung schräg in die Höhe. Sift schon kam eine Möve an und schnappte ihn. „Ich muß das auch versuchen“, sagte die alte Dame eifrig und hatte es auf einen Mövenjonderling abgesehen, der fern von der allgemeinen Massenfütterung ruhig hinter dem Schiff dreinfiel.

„Komm Möve“, flötete die alte Dame und sah nach allen Seiten zugleich, so daß



Klein-Lieschen

Ernst Zimmermann

der junge Mann erschraf und sich zurückzog.

In herrlichem wohlberechneten Bogen flog der Brotbrocken in das Möwenmaul — aber die Sandtafel, die alle schäbige Sandtafel, die so siegesicher an ihrem Arm gebaumelt hatte, flog mit. Eine Möwe fing sie auf um sie der erlärten Besizerin wieder zurückzugeben. Im Gegenteil, sie schwamm noch sekundenlang



auf dem Wasser, dann fraß das graujame Schwabische Meer fünftausend Mark in bar. Die alte Dame aber stand dabei und konnte nichts anderes tun, als gütige Blicke nach allen Seiten zugleich senden, denn hätte sie ihrem bedrängten Herzen Luft gemacht, so wäre sie alsogleich verhaftet worden.

Und die Moral von der Geschichte: Schmutzige Devisen nicht!

Der Postillon

Gistörchen von Josef Hubner

Ein Posthalter hatte am königlichen Hofe in München einen guten Freund, der ihm in einem Brieflein streng vertraulich mitteilte, daß er morgen nachmittag den Kronprinzen Max als Jagdgast zu erwarten habe. Aber die Bevölkerung dürfe unter keinen Umständen davon etwas erfahren und auch er, der Posthalter, solle sich nicht weiter um ihn kümmern. Nur, daß er Bescheid wisse und ein Paar ausgereibte, flinke Pferde einspannen lasse.

Der Posthalter, dem augenblicklich das Herz bis zur Hofentafel hinabgerührt war, verzog ganz darauf, daß er das Zipperlein hatte und schritt mit übereinandergeschlagenen Armen nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er bildete sich auf seinen Freund langsam eine Pfundewut ein. „So ein Schafzettel!“, erging sich der Posthalter im Selbstgespräch. „Das sollte er denn doch schon wissen, daß ich als königlicher Posthalter den Kronprinzen anstandslos begrüßen und willkommen heißen muß. Hätte er mir wenigstens ein Bild von ihm mitgeschickt!“

Der Posthalter hatte nämlich keine

Ahnung, wie Kronprinz Max, der spätere König Max II., ausah. Schockschwerenot! Das konnte gut werden.

Da kam ihm ein Gedanke. Sollte er seinen alten Postillon, der verschwiegen war wie ein Grab, nicht zu Kate ziehen! Er begab sich mit dem Schreiben in den Pferdestall, wo sich um diese Stunde Sepp Sterzinger zu schaffen machte.

Der Postillon legte die Stirn in kalten und dachte angestrengt nach. Schließlich schüttelte er den Kopf. Nein, er konnte sich nicht entsinnen, daß ihm in den zwei Jahren, da er in München beim Leibregiment gedient hatte, jemals der Kronprinz Max begegnet sei. Und ein Bild von ihm hatte er auch nicht in seinem Besitze.

Aber Sepp Sterzinger, der Postillon, vermochte sich leicht vorzustellen, wie ein Kronprinz durch die Lande reiste: in Galauniform natürlich und mit vielen Ordenssternen auf der Brust. Es konnte also unmöglich schwer fallen, ihn aus seiner Umgebung herauszufinden.

„Ich wollte, es wäre schon morgen Nacht“, seufzte der Posthalter und kratzte sich dabei hinter dem Ohre. Der Postillon, der eiserne Nerven zu haben schien, schaute ihn verständnislos an. „Wird dir nicht auch ein bißchen angst, Sepp...?“

„Das wäre noch schöner!“, lachte Ster-

zinger und drehte gleichzeitig mit beiden Händen die beiden seines langen Schmutzbartes hinaus. Nein, nein, der alte Postillon hatte keine Angst. Im Gegenteil. Er hatte eine Mordstube, weil er von vier Postkutschern ausserkoren war, den künftigen Landesherren zur nächsten Station zu bringen.

In den zwanzig Jahren, da er den verantwortungsvollen Dienst eines Postillons verübte, hatte er schon viele hohe Herrschaften von der einen zur anderen Postkutschstelle befördert, allein einen Prinzen noch nicht. Doch wäre es falsch zu glauben, daß es dem gut patriotischen Postillon Sepp Sterzinger einzig und allein um diese besondere Ehre und Auszeichnung zu tun gewesen wäre. Er war ein echter Bayer und fast nach vollbrachtem Tagewerk gerne hinter einem vollen Maßfruge. Kein Wunder also, wenn er auch an das Trinkgeld dachte, das nach seiner Meinung dabei herauspringen mußte. Er machte ein Auge schmal und indem er Daumen und Zeigefinger aneinandertrieb, sagte er treuherzig: „Herr Posthalter, ich denke, daß in diesem Punkte auch etwas zu erwarten ist.“ Er rechnete mit einem „Fächlein“, wie man damals die Gold-Dufaten zu bezeichnen pflegte.

Als er in der Mittagstunde des andern Tages gerade dabei war, die Dinge, mit

1erprobtes Rezept:

Bei Vorkauf: Schwäche ner d. **Repursan** in all. Apotheken, **Werkstoffe** (Königsplatz 11, 10774 München) oder **Wiesle (d. Frau)**, Aufkäufer Schrift m. Prob. 009 24 26. **Vertrieb**: Obere Allee 10, Friedr. Wild - Apotheke, Berlin - Charl. 2, Block 100

Klischees Wiesle
für Hochleistungsdruck
Klischee-Anstalt
Münchener
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Lerne
Auto-Motorrad-
Fahrten bei
Spreitzer
Tel. 13269

Kapellenstr.
Spezialer Café-Festsaal

Daunendecken
Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,- RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Festitzerstr. 35

WENN *Photo — DANN Schaja*
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Werbung
bringt
Arbeit!

HEINLOTH & Co KDT.
GES.
MÜNCHEN 2 NW · ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Qualitätsdrucke

Graph. Kunststalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10 Telefon 20763

Dichter — warum so traueig?

Schickt uns heitere Musenkinder · Die Schriftleitung

denen er Eindruck machen konnte, angefangen von den vernickelten Pferdegeschirren bis zu den messingnen Knöpfen seiner blauen Jacke, in hellem Glanz zu setzen, fuhr eine sogenannte Extra-Post in die Halle ein. „Blutjakra!“, riefte der Sepp und legte das Putzzeug beiseite. Jetzt durfte er bloß Pech haben und dienstlich benötigt werden!

Der Posthalter warf einen forschenden Blick in die Kutsche, in der zwei Herren saßen. Sie waren zu einfach gekleidet, als daß man den einen für den Kronprinzen und den andern für seinen Adjutanten hätte halten können. Und doch war es so.

Der Posthalter atmete erleichtert auf, als ihm der Postillon, der sie bis hierher zu fahren hatte, leise ins Ohr sagte, daß es zwei Augsburg'sche Kaufleute wären. Anscheinend hatten sie es sehr eilig; denn sie stiegen nicht aus und wünschten nach dem Pferdewechsel die Reise fortzusetzen.

Da die drei jüngeren Postkutschler alle unterwegs waren, blieb dem alten Sterzinger, der wie ein Landsknecht wetterte, nichts weiter übrig, als sich fertigzumachen und einzuspannen. Er gedachte sich an den Augsburg'schen Tuchweber in der Weise zu rächen, daß er sie bei der scharfen Kurve einfach umwarf.

Als er noch ein Dutzend Sackmerter zusammengeflucht hatte, schwang er sich auf den Bock und trieb die Pferde an. In flotten Trab ging's zum Stadttor hinaus.

Auf der Anhöhe sollte er halten. Die Herren hätten gerne den herrlichen Kundblick etwas genossen. Der Postillon wandte den Kopf zur Seite und brummte: „Hier ist keine Haltestelle. Süß, Brauner!“, „Dann fahren sie wenigstens eine Weile im Schritt“, sagte der Adjutant. „Drei! Ööööha, Brauner!“, brachte Sterzinger die Pferde zum Stehen. Er drehte sich halb herum und sprach gelassen: „Wie gefahren wird, schnell oder langsam, bestimmt laut Paragraph vierzehn unserer Fahrvoorschrift der Postillon. Jawohl, einzig und allein der Postillon. Und der Postillon bin ich. Verstanden... Süß, Brauner.“

Der Kronprinz hatte Mühe, das Lachen zu verbergen. „Der gefällt mir ausgezeichnet“, sagte er leise. „Aber eine Laus scheint ihm doch über die Leber gelaufen zu sein.“

Nun ließ Sepp Sterzinger den Pferden die Peitsche solange um die Ohren fliegen, bis sie zu galoppieren anfingen. Der Kronprinz und sein Adjutant wurden uneingedertgeschüttelt wie Nüsse in einem Sack und sie flogen hinüber und herüber und hüpften auf und nieder und es verging ihnen Sehen und Hören. „Langsamer!“, riefen sie wie aus einem Munde. „Langsamer!“ Sepp Sterzinger lachte dreifig vor sich hin und fuhr in gesträubtem Galopp auf dem schlechtesten Landsträßlein weiter.



Herbst

Holzschnitt von Josef Lipp

Da erwischte ihn der Adjutant am Kockschoß und brüllte: „Zum Donnerwetter! Langsam!“

„Drei! Ööööha, Brauner“, hielt der Postillon wieder. Diesmal drehte er sich vollends herum. Sein Soen war so ziemlich ver Raucht und er fragte in fast gemitleichem Tone: „Bin gespannt, was ihr jetzt für einen Wunsch habt?“, „Einen ruhigen Trab, bitte und ein Lieblein dazu“, ließ sich der Kronprinz vernehmen. „Nichts zu wollen heute“, wehrte Sepp ab.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht in Stimmung bin.“

„Ausgezeichnet“, meinte der Kronprinz und schmunzelte.

„Da brauchen sie gar net so laudumm zu lachen“, sagte der Postillon. „Ihr zwei seid nämlich schuld, daß mir heute alles zuwider ist.“

Die beiden Herren sahen einander betroffen an.

„Ja, ja, es ist schon so. Wenn ihr nicht gekommen wäret, hätte ich den Kronprinzen fahren dürfen und hätte, so genoss ich Sepp Sterzinger beiße und bei den „Leibern“ ohne eine Stunde Strafe gedient habe, einen Dukaten als Trinkgeld mit nach Hause gebracht. Bedenkt, was für ein Schaden das für unfernein ist.“ „Wenn sonst nichts ist“, lachte der Kronprinz, „dann können wir schon helfen“ und drückte ihm zwei Dukaten in die Hand.

Der alte Postillon Sepp Sterzinger traute seinen Augen kaum und grinste vor Freude mit dem ganzen Gesichte. Als er sein Lieblein: „Ja, ich bin zufrieden...“ gelassen hatte, lösterte er seinen Zylinderhut und sprach reuherzig in die Kutsche zurück: „Jetzt kann meinretwegen den Kronprinzen fahren, wer will!“

DIE LUSTIGE JUGEND



Der ideale Tormann

Qui

Der beliebte Gerichtsvollzieher

„Weißt du“, meint Mayer zu seinem Freunde Bayer, „deinen Beruf stelle ich mir einfach abstoßend vor. Dich als Gerichtsvollzieher sieht doch kein einziger Mensch gerne kommen.“

„Ganz im Gegenteil“ sagt Bayer, „was meinst du, wieviele Menschen zu mir sagen: ‚Ach bitte, kommen Sie doch noch mal wieder!‘“

Was blieb ihm übrig

Margot erzählte ihrer Zimmerfrau:

„Vorgestern hat mein Bräutigam, der Veit, darauf bestanden, daß ich ihm genau berichte meine Vorvergangenheit.“

Erstrocken fragte diese: „Taten Sie '87“

Margot sprach lächelnd: „Ich gab ihm Beiseid und beichtete von Liebe das und dies.“ —

„Und was hat denn erwidert der Herr Veit“

Was fand denn nach der langen Beichte statt“

„Nicht viel. Die Haare strich er wieder glatt.“

Josef St. Öfner

Versprochen

„Wenn ich dir meine Hand verweigere, würdest du dich erschließen?“

„Ja“, antwortet der verzweifelte Bewerber, „so habe ich es bisher immer gemacht.“

Der böse Max

Der kleine Max war schlimm und wird in die Speisekammer gesperrt. Er trommelt mit Händen und Füßen gegen die Tür.

„Willst du nun schön artig sein?“

„Ja“, sagt Max, „aber einen Dosenöffner möchte ich haben!“

Die gute Köchin

Er: „Liebe Elly, von dieser Suppe hättest du zwölf Teller, statt zwei machen sollen.“

Sie: „Schmeckt sie dir so gut?“

Er: „Das will ich gerade nicht sagen, aber es hätte besser zu der Salzmenge gepaßt!“

Kindermund tut Wahrheit kund

Herr und Frau Würzler geben eine Gesellschaft. „Ich möchte mir einen neuen Wagen kaufen“, sagt er in einer Gesprächspause, „aber so ein billiger hat keinen Zweck. Ich denke, so um fünftausend Mark bekomme ich schon etwas Ordentliches.“

Während die Gäste noch die sorglose Trennung des großen Betrages staunend in sich aufnehmen, fragt der kleine Sohn Max des Kaufes: „Papa, kommt denn

dann der böse Mann mit dem schwarzen Bart auch jede Woche wieder, der immer das Geld für mein Fahrrad haben will!“



Haus

„Gerade heute vor einem Jahr mußte mein Goldfischel sterben.“